

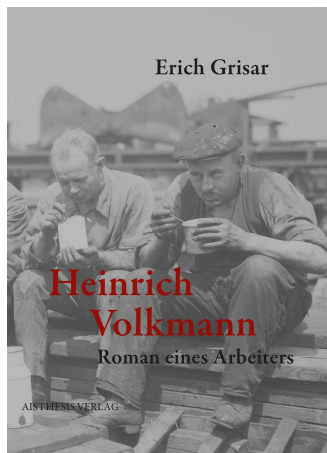
Leseprobe

Erich Grisar

Heinrich Volkmann

Roman eines Arbeiters

Herausgegeben
von Arnold Maxwill



AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2017

Abbildung auf dem Umschlag:

Erich Grisar: Mittagspause im Industrierwerk, 1929

(Fotonachlass Grisar, Stadtarchiv Dortmund, Best. 502-37/01-0163)

Die Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Unterstützung durch:

**Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen**



LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

FH
FRITZ HÜSER
GESELLSCHAFT

FHI

Erich Grisar schrieb den Roman im Jahr 1926. Eine um zwei Drittel gekürzte Version erschien als Fortsetzungsroman 1927 im *Dortmunder General-Anzeiger*.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Redaktion und Satz: Arnold Maxwell

© Aisthesis Verlag, Bielefeld 2017
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-8498-1219-5
www.aisthesis.de

Erich Grisar

Heinrich Volkmann

I

Heinrich Volkmann hatte sich Mühe geben müssen, ehe es ihm gelang, in seiner Konfirmation etwas Außerordentliches zu sehen.

Gewiß, man hatte ihm einen neuen Anzug gekauft, den ersten, den er bekam, den seine Mutter nicht aus abgetragenen Kleidern des Vaters oder guter Bekannter verfertigte. Auch einen neuen schwarzen Hut hatte er sich aussuchen dürfen; aber auf all das hatte er seit Jahren mit solcher Bestimmtheit gerechnet, daß er sich mehr gewundert hätte, wenn es anders gekommen wäre.

Er ging mit seinem Vater zur Kirche, aber es war eher ein Gefühl lebendiger Freude als tiefe Andacht in ihm. Er war kein andächtiger Mensch. Entweder interessierten ihn die Dinge rundum. Oder sie blieben ihm gleichgültig. Sich den Dingen ausliefern, war nicht seine Art.

War es darum so seltsam, daß er nun, wo er eigentlich über sein Verhältnis zu Gott und Umwelt hätte nachdenken sollen, an seine Nachbarin und Spielgefährtin Grete Rogalski dachte und überlegte, ob sie in ihrem Konfirmationskleide schöner aussehen würde als sonst in ihrem blauen Schulkleid?

Nein, schwarz stand ihr nicht. Drüben ging sie neben ihrer Mutter und es sah aus, als wollten sie zum Begräbnis. Sie nickte nicht einmal, als er vorbei ging. Ganz feierlich hatte sie ihr Gesicht zurechtgelegt.

Ob es schwer ist, solch ein feierliches Gesicht zu machen? Er versuchte es, doch dann dachte er an die Mark, die die Mutter ihm zugesteckt hatte als Geschenk für den Pfarrer, und sein Gesicht zeigte wieder den gewöhnlichen, etwas pfiffigen Ausdruck.

Ob wohl auch die andern Geld mitbrachten? Und ob sie mehr als eine Mark geben würden? Mutter sagte, drei Mark seien üblich, aber sie seien arme Leute, da müsse es auch so gehen.

Warum man dem Pfarrer überhaupt noch Geld gibt, ging es ihm dann durch den Kopf. Dessen Kinder gehen doch auf die hohe Schule und haben jeden Tag einen feinen Anzug an und ein Fräulein, das mit ihnen spielt und ihnen die Aufgaben nachsieht.

Während der Konfirmation brannte Heinrich die Mark in der Tasche und nun wartete er auf die Gelegenheit, sie dem Pfarrer zu geben. Doch er sah nicht, daß einer der andern ihm Geld gab. So behielt er die Mark in der Tasche.

Am Ausgang stand der Küster mit einem Teller.

Vielleicht soll ich sie nur auf den Teller legen, dachte er. Aber dazu war eine ganze Mark doch zu schade. Der Pfarrer würde ja gar nicht mal erfahren, von wem die Mark sei. Es lagen auch nur Fünf- und Zehnpfennigstücke auf dem Teller. Heinrich suchte in seinen Taschen nach einem Nickelstück, aber nur die Mark kam ihm wieder und wieder in die Finger. Schon wollte er sie auf den Teller legen, da hatte man ihn schon zur Tür hinaus geschoben.

Er nahm die Glückwünsche der Hausnachbarn und seines Onkels entgegen und kaufte sich am Nachmittag Kuchen für die Mark, die er nicht hatte los werden können. Zunächst allerdings hatte er das Geld der Mutter zurückgeben wollen, aber er fand nicht die rechte Gelegenheit zu einer langwierigen Erklärung, ohne die es nicht abgegangen wäre. Und so blieb es dabei.

Am nächsten Morgen ging Heinrich zum Polizeibüro und holte sich ein Arbeitsbuch. Einige Tage später schob er sich mit dem neugekauften Arbeitsanzug unter dem Arm zur Fabrik, die ihn schon im vergangenen Winter als Lehrling eingeschrieben hatte. Er brauchte jetzt nur seinen Namen zu sagen und sein Buch abgeben. Man wußte, wer er war und was er wollte.

Ja, was wollte er? Ein Handwerk lernen. So hatte der Vater gesagt. Und was der Vater sagte, galt. Dann kann er mal Meister werden, hatte der Vater noch hinzugesetzt, und braucht nicht jede Dreckarbeit zu machen.

Und die Mutter? Wenn sie daran dachte, daß ihr Junge einmal wie ein Polack sich abschinden sollte für ein paar Groschen Lohn und niemals etwas anderes sollte werden können als Hilfsarbeiter, dann wollte sie gern die drei Jahre Entbehrung auf sich nehmen, die es kosten würde, ihren Sohn etwas lernen zu lassen. So schwer es ihr auch fiel.

Die Lehrjahre sind bald herum, sagte der Vater, dann verdient der Junge einen Haufen Geld und ernährt uns.

Das war mehr im Scherz als im Ernst gesagt, aber es stärkte den Eltern doch etwas den Rücken, wenn sie in den kommenden Jahren, in denen der Junge schon hätte mitverdienen können, weiter für ihn würden sorgen müssen.

Heinrich dachte, ich werde euch schon alles wiedergeben, wenn ich erst mal viel Geld verdiene. Dann soll es euch noch mächtig gut gehen.

Der Meister kam und brachte ihn zu einem Gesellen.

Da habt ihr den Jungen. Seht zu, daß er was Tüchtiges lernt.

Oh ja, das wollte er.

Und wenn er nicht aufpaßt, gebt ihm eins hinter die Ohren.
Das klang nicht sehr erfreulich. Aber, na, das soll denn doch nicht vorkommen.
Er würde sich mächtig zusammennehmen und aufpassen.
Kulicke, der Geselle, zeigte ihm einen Platz, wo er sich umziehen konnte.
Also Vorzeichner willst du werden, sagte er dann zu dem Jungen, der in dem noch steifen Arbeitsanzug ziemlich unbeholfen aussah. Tja, da musst du tüchtig aufpassen. Bei uns geht's auf halbe Millimeter. Hol dir mal Öl und putz das Rollmaß.
Damit drückte er ihm eine rostige Scheibe in die Hand, die sich an einem polierten Holzgriff drehte.
Heinrich gab der Scheibe einen Schwung, daß sie sich drehte und sann nach, wozu das Ding wohl gebraucht würde.
Alter Spielfritze, rief Kulicke ihm zu. Geh zur Werkzeugbude und laß dir Öl und Putzwolle geben.
Jetzt hatte Heinrich begriffen. Er fragte sich zur Werkzeugbude durch und putzte, als er Öl und Putzwolle hatte, die Scheibe. Die Arbeit hatte keinen Erfolg. Die Rostflecken wurden schwarz, aber blank wurde nicht eine Stelle.
So besorgte er sich Schmierepapier und hatte bald die Freude, die Scheibe unter seinen schwarz gewordenen Händen glänzen zu sehen.
Da gellte ihm die Stimme Kulickes in den Ohren. Verdammter Hund, bist du verrückt geworden? Du reibst ja die ganzen Maße runter.
Nun erst entdeckte Heinrich, daß die Scheibe am Rande Millimereinteilungen hatte, während Kulicke ihm erklärte, wie man mit Kreide und Öl die Fläche blank machte, ohne sie zu verschrammen oder die Einteilung wegzuscheuern.
Das mit der Kreide hatte ihm ja niemand gesagt, aber er zog es vor, nichts zu antworten, denn Kulicke hatte vorhin ganz wütend ausgesehen. Zudem dachte er an die Ohrfeige, von der der Meister gesprochen.
Als die Frühstückspause herankam, mußte Heinrich für Kulicke Kaffee kochen.
Dann zeigte man ihm eine Bank, auf der er mit den andern Lehrlingen sitzen und sein Frühstück verzehren konnte. Die andern waren schon vorher um seinen Arbeitsplatz herumgeschlichen, aber gesprochen hatte noch niemand mit dem Neuen.
Man wollte schon noch sehen, was das für einer war.

Etwas verlegen suchte Heinrich auf der Bank, die ihm gewiesen worden, einen Platz für sich. Es war keiner da. Jeder der übrigen drei Jungen hatte sein Butterbrot neben sich liegen, und auch die Kaffekannen standen auf der Bank. Emil, der älteste der Lehrjungen, der sich am wenigsten was vergab, wenn er sich ein wenig entgegenkommend zeigte, nahm seine Kanne und setzte sie vor sich auf die Erde. Auch Ernst nahm seine Kanne von der Bank und rückte eine wenig zur Seite.

Da, setz dich auf deine vier Buchstaben.

Danke, sagte Heinrich, und setzte sich auf den Platz, der, wenn er sich mit den andern Jungen vertrug, drei Jahre lange sein Platz sein würde. Er fühlte, daß er wieder etwas Fuß gefaßt hatte in dieser neuen Welt, die ihn umgab.

Er packte sein Butterbrot aus und begann zu essen. Kaffee hatte er sich nicht gekocht.

Musst dir eine Kaffeekanne mitbringen, sagte Ernst.

Ja, gab Heinrich zurück und biß in sein Brot.

Was macht dein Vater, erkundigte sich Emil.

Er hat ein Vierteljahr krank gefeiert, aber jetzt hat er wieder Arbeit.

Soso, sagte Emil, ich hab ihn gut gekannt. Ich war ein halbes Jahr bei ihm.

Ja, er hat früher hier gearbeitet.

Ewald Mertens, der schon sein erstes Lehrjahr hinter sich hatte und nun nicht mehr jüngster Stift war, wollte zeigen, daß auch er nun was zu melden hatte und frug: Kannst du denn auch schon Schlemmkreide kochen?

Emil antwortete für Heinrich: Woher soll er das denn schon können. Kannst es ihm ja beibringen, aber zeig's ihm richtig.

Das will ich doch auch, sagte Emil und fuhr fort: Kannst gleich mitkommen, wenn die Pause rum ist.

Ich muß erst Kulicke fragen, ob ich darf.

Quatsch, Kulicke hat nichts zu sagen. Wenn ich sage, du gehst mit, dann gehst du mit.

Da blies es.

Ihr Butterbrot hatten alle vier noch nicht auf. Die Pause war eben zu kurz, besonders dann, wenn man sich etwas erzählte. So packte jeder den Rest seines Frühstücks wieder ein. Ernst gab sein Brot Emil.

Da, für deine Karnickel.

Heinrich wollte seins auch hingeben, aber er spürte noch Hunger und biß noch einmal kräftig hinein, ehe er an seinen Arbeitsplatz zurückging.

Kurz darauf kam Ewald. Komm, geh mit Kreide kochen. Hast ja doch nichts zu tun.

Frag Kulicke.

Der kam schon naher und schrie: Was habt ihr beiden da zu quatschen?

Der fragt, ob ich mitgehen kann, Kreide kochen.

Der soll seine Kreide selber kochen.

Arion, der auch in dieser Ecke arbeitete, meinte, er kann ja für uns gleich welche mit kochen. Wir haben sowieso keine mehr.

Na, dann lauf mit, sagte Kulicke, aber bleib keine Ewigkeit fort.

Ewald ließ sich beim Meister Kreide und Leim aufschreiben, dann gingen sie ins Magazin.

Der Magazinverwalter kuckte sich Heinrich an, dann frug er ihn: Hast du dir auch schon das Augenmaß aus der Werkzeugbude geholt?

Nee.

Dann geh man gleich und hol's dir.

Nee, ich hol's erst, wenn ich's brauche, sonst wird mir's geklaut.

Die Nietenjungen, von denen immer ein halbes Dutzend hier herumlungerten, lachten.

Lacht doch nicht so dämlich, sagte Heinrich.

Laß dich nicht mit den Bölzen ein, meinte Ewald, die wollen dich nur auf den Krampf nehmen.

Das hatte Heinrich bereits selbst gemerkt.

Als sie ihren Leim hatten, gingen sie zur Schmiede.

Wir haben die Kreide noch nicht, erinnerte Heinrich.

Laß man, erst kochen wir den Leim. Kreide können wir nachher holen soviel wir brauchen. Ewald machte sich bereits an einer freistehenden Feuerstelle zu schaffen.

Macht bloß, daß ihr da weg kommt, rief der Winkelschmied von seinem Feuer herüber, als Ewald etwas Glut nahm, um damit ein neues Feuer zu entfachen.

Erst holt mir mal Kohlen, dann dürft ihr ans Feuer.

Wir holen nachher welche.

Nee, nee, sofort.

Die beiden mußten mit der Karre los und Kohlen vom Platz holen. Dann erst konnten sie ihren Leim kochen. Das dauerte lange, sie bekamen ihn nicht weich. Emil kam vorbei. Habt ihr den Leim vorher auch eingeweicht, fragte er.

Das geht auch so, sagte Ewald.

Quatsch, das geht so nicht.

Heinrich erinnerte sich, daß sein Vater, wenn er Leim kochte, diesen zunächst einen Tag ins Wasser steckte. Das glaub ich auch.

Ach wo, sagte Ewald, das ist Unsinn. Er warf einen festen Klumpen Leim, der nicht weich werden wollte, ins Feuer. Es gab mächtigen Qualm.

Was macht ihr denn hier für eine Stinkerei, fragte der Meister, der vorbeikam. Wir kochen Leim.

Dann müßt ihr dem Feuer auch Luft machen.

Ja, kam es aus Ewalds Mund, und er war ganz klein.

Nun hol mal schnell die Kreide, sagte er dann zu Heinrich und war wieder um das Doppelte gewachsen.

Heinrich holte die Kreide, dann rührten sie beide den Brei zurecht.

Als sie damit fertig waren, gingen sie mit dem dampfenden Topf zum Meister. Kulicke wartete schon auf Heinrich.

Da, streich mal gleich die Platte an, sagte er. Aber nur den Rand.

Dann ging er fort.

Heinrich nahm einen Handfeger und fegte zunächst den Staub von der Platte, die der Dampfkran aufgelegt hatte. Da er nicht wußte, wie breit der Rand sein sollte, strich er die Platte ganz an.

Als Kulicke zurückkam, schrie er den Jungen an: Du kannst wohl nicht hören, du Dussel? Du solltest doch nur den Rand anstreichen.

Heinrich kam zu keiner Erklärung.

Wann soll denn das trocken werden, tobte Kulicke weiter.

Wenn das alles ist, dachte Heinrich, so schnell wie der Rand trocknet, trocknet auch die ganze Platte.

Doch er war klug genug, das nicht auszusprechen.

Erst viel später sah er ein, daß ein schmaler Streifen tatsächlich schneller trocknet als eine ganze Fläche, weil der Wind im einen Fall trocken und warm ist, im andern Fall jedoch soviel Feuchtigkeit aufnimmt, daß der Vorgang des Trocknens sich merklich verlangsamt. Aber das mußte er erst noch erfahren. Jetzt vermochte er nichts zu tun, als ein dummes Gesicht zu machen.

Kulicke hatte sich inzwischen beruhigt. Sieh zu, daß die Platte trocken wird, ich mach dann die Abwicklung.

Als Kulicke zurückkam, begann er die Platte, die nun wie ein großer Bogen Papier vor ihm lag, anzuzichnen. Heinrich konnte dabei noch nicht helfen. So sah er aufmerksam zu. Einer der Lehrjungen kam und holte ihn fort.

Wo wollt ihr hin?

Waschwasser holen, es ist bald Mittag.

So verging der erste Morgen in der Fabrik.

Der Nachmittag verging ebenso. Wieder mußte gegen vier Uhr Kaffee gekocht werden. Dann wurde aufgeräumt und gegen Abend wieder Wasser geholt.

Endlich blies es. Feierabend.

Zum erstenmal in seinem Leben fühlte Heinrich das Glück dieser Stunde. Die Maschinen liefen plötzlich leer und verlangsamten ihren Lauf. Die Schmiedefeuer hörten auf zu zischen und aus allen Ecken des Werkes kamen die Blaukitel, um sich vom Schmutz der Arbeit, die nun hinter ihnen lag, zu säubern. Aus den ernsten mürrischen Männern waren fröhliche Kinder geworden, die sich scherzend und balgend mit Wasser bespritzten und Neckereien zuriefen. Heinrich, der keinen eigenen Wascheimer bekommen hatte, mußte warten, bis Kulicke fertig war, dann erst konnte er sich waschen. Vorher hatte er auch noch mit Werkzeugforträumen zu tun.

Als einer der letzten verließ er das Werk. Allein ging er die endlose Landstraße entlang, die zur Stadt hinführte. Schier endlos schien ihm jetzt der Weg.

Aber es war nur die Ungeduld, nach Hause zu kommen.

Noch einmal ließ er den vergangenen Tag an seinem inneren Auge vorübergleiten. Noch einmal sah er all die Menschen um sich, mit denen er nun würde leben müssen. Er hatte das Gefühl, daß mit ihnen auszukommen sei. Gewiß, ein wenig grob faßte man ihn an. Aber so sind die Fabriker. Hinter einem »Gottverdammich« verbergen sie eine »Grüßgott«, und wenn sie »du Drecksack« sagen, dann heißt das »feiner Kerl«.

Jeden Tag kamen neue Dinge in das Leben Heinrichs. Er fühlte, wie er wuchs. Und doch, wenn einer der Gesellen ihn ansprach, zitterte er. So klein kam er sich vor. Und manchmal schien es, als sollte er nie in die Geheimnisse des Handwerks, das zu erlernen er sich Mühe gab, eindringen. Was half es ihm, daß er in der Schule ein guter Rechner war, daß er eine saubere Skizze zu liefern in

der Lage war, daß sogar die Geheimnisse einer Werkstattzeichnung ihm nicht ganz unentschleiert entgegenkamen, wenn er überall herumgestoßen wurde, überall helfen mußte und niemand sich darum kümmerte, was er schon konnte, sondern jeder sich berufen fühlte, ihm unablässig vorzuhalten, was er noch nicht konnte.

Daß die kleinen Vertiefungen, die Kulicke in das Eisen trieb, wo sie als Ansatzpunkt für ein zu bohrendes Loch oder beim Anzeichnen als Anhaltspunkt für den Zirkel dienten, Körner hießen, wußte er schon. Sie in das Eisen zu schlagen, erschien ihm die denkbar einfachste Arbeit. Als ihm Kulicke jedoch aufgab, eine fertig angezeichnete Platte anzukörnen, sah er ein, daß er auch das erst lernen mußte. Denn, so sehr er sich auch anstrenge, so fest er mit dem Hammer auf den Körner schlug, immer wurden die Vertiefungen im Eisen von einer unwahrscheinlichen Winzigkeit.

Das sind Fliegenstiche, aber keine Körner, meinte Arion.

Du mußt fester zuschlagen.

Heinrich schlug fester zu, bautz, hatte er sich auf den Finger geschlagen.

Das ist alles faules Fleisch, hieß es nun, das muß erst herunter.

Heinrich besah sich den Finger, auf dem jetzt Blut zu sehen war.

Nun klopp doch weiter, rief Kulicke. Heinrich kloppte weiter. Aber er war vorsichtig geworden.

Heinrich, du machst einen ganz konfus mit deiner Pickerei. Halt doch Takt, meinte Kulicke, als er sich das eine Zeitlang mit angesehen hatte.

Da, sieh, wie man zuschlägt, und er schlug, ohne einmal einen Körner zu verfehlen, mit sechs Schlägen sechs tiefe Körner an die Stellen, die dafür angegeben waren.

Da, sieh hin, jeder sitzt in der Mitte.

Heinrich sah hin und nun erst merkte er, daß seine Körner nicht mal in der Mitte der Reißkreuze saßen. Nun, mit der Zeit würde er die dazu nötige Sicherheit im Gefühl haben.

Bis er jedoch so weit war, mußte er noch oft hören, daß er wie ein Schuster auf dem Eisen herumpicke. Und noch manche Rolle Mullbinde wurde an seiner Hand verwickelt. Das war alles Lehrgeld und je zaghafter er war, desto öfter zerschlug er sich die Finger.

An einem der nächsten Tage war Heinrich schon früh in der Fabrik. Er hatte den Weg noch nicht fest in den Beinen und so kam er, wenn er einmal in letzter Minute anlangte, am nächsten Tage als einer der ersten. Was ihm an diesem Morgen auffiel, war die unheimliche Ruhe in den Maschinenräumen, die ihm unvorstellbar gewesen, und die erst unterbrochen wurde, als der Maschinist den Kompressor anlaufen ließ.

Das war jeden Morgen die Einleitung des Arbeitstages. Etwas später kamen dann die Nietenjungen, die sich an den Feldschmieden zu schaffen machten, die Feuerkisten entschlackten, die Asche ausblasen ließen und dann mit einer Handvoll ölgetränkter, brennender Putzwolle die Feuer in Gang brachten. Schon zischte es an vier oder fünf Stellen auf, und Heinrich sah, wie die von der Preßluft aufgejagte Flamme sich mühte, die nassen Schmiedekohlen in Glut zu bringen. Mächtige Rauchwolken quollen hervor, bis sich die Flamme an einer Stelle durchgefressen hatte und auflohend die Gesichter der Nietjungen rötete.

Eigenartig, wie blank und strahlend diese Gesichter ihm erschienen. Er hatte sie sonst immer erst gesehen, wenn Ruß und Rauch sie schon geschwärzt hatten, so daß ihm die Bölze, die zumeist in seinem Alter waren, mit ihren eingefallenen Backen, über denen das Weiß der Augen gespenstisch hin und her ging, wie kleine Teufel vorkamen.

Inzwischen waren auch die andern Arbeiter gekommen. Immer unruhiger klangen ihre harten Schritte auf den überall umherliegenden klappernden Eisenstücken, Zurufe erfüllten den Raum.

Die Dampfsirene gab das Zeichen zum Beginn der Arbeit. Heinrich hörte, wie das Knacken des Schalthebels von dem unmittelbar darauf einsetzenden Gebrumm eines anspringenden Motors verschlungen wurde, der zunächst noch leer lief. Die Maschinenarbeiter warfen die Riemen von den Leerscheiben, die Bohrmaschinen surrten und die große Blechschere erfüllte mit ihrem lauten Klappern, das sich anhörte wie das Durcheinandertönen geborstener Glocken, den Raum.

Dicht neben Heinrichs Arbeitsplatz raste die Schmirgelscheibe. Ein Arbeiter stand davor und bearbeitete die ungleiche Schnittfläche eines autogen durchgebrannten Eisenstückes.

Gleich Sternen, die am Himmel kreisen, flogen die Funken zur Decke. Immer neue Funken stiegen hoch und verlöschten.